

Lothar Klein

Die „zweite soziale Geburt“ Die Entwicklung eines Bildes von sich selbst

Aus: TPS 4/2009

Der Übergang ins Schulalter wird häufig mit der Fähigkeit zum „theoretischen Denken“ in Verbindung gebracht. Die Kinder lösen sich spätestens in diesem Alter von ihren bis dahin meist ganz subjektiv gefärbten Theorien über die Welt und beginnen, darüber hinaus kulturell gegebene Theorien, z.B. wissenschaftliche Erkenntnisse, und Wahrheitskriterien in ihr Denken einzubeziehen. Außerdem sind sie nun zusehends in der Lage, ihr Denken aus Alltags-zusammenhängen herauszulösen und über Dinge nachzudenken, die im Augenblick gar nicht greifbar sind. Sie durchlaufen einen „Kontextwechsel“, wie Gerd Schäfer diese Veränderungen im Denken der Kinder nennt. Sie beziehen nun das Weltwissen anderer in ihre eigene Über-legungen mit ein. Der Rahmen, in dem sie denken, erweitert sich also deutlich. Was aber aus meiner Sicht eine wesentlich größere Bedeutung hat, will man die Veränderungen an der Schwelle zum Schulalter und in den ersten Jahren danach beschreiben, ist der Umstand, dass die Kinder jetzt beginnen, bewusst auch über sich selbst zu reflektieren.

Nach und nach entdecken sie ihre eigene Innenwelt. Sie entdecken die Möglichkeit, innerlich mit sich selbst darüber diskutieren zu können, was richtig oder falsch ist. Sie bringen sich nun bewusst in eine persönliche Beziehung zur Welt und unterziehen diese einer bewussten kritischen Bewertung. Kinder in früheren Entwicklungsphasen können zwar beschreiben, was sie getan haben und was sie (im Moment) mögen. Ein innerer Dialog mit sich selbst fällt ihnen aber schwer. Dasselbe gilt für eine bewusste Wertebildung. Sie orientieren sich zwar einführend an verschiedenen Vorbildern, können aber noch nicht in Worte fassen, weshalb. Noch nicht einmal, dass sie es tun, ist ihnen bewusst. Das alles ändert sich nun.

Wolfgang Jantzen, ehemaliger Professor für Heilpädagogik an der Universität Bremen, nennt das, was hier geschieht, zusammenfassend die „zweite soziale Geburt“. Als erste soziale Geburt bezeichnet er die Phase, wenn ganz jungen Kinder beginnen, sich selbst als etwas von der übrigen Welt Getrenntes wahrzunehmen und sich selbst als Subjekt zu erleben. Etwas ähnliches beginnt jetzt im Schulalter wieder von Neuem und ist mit ca. zehn, elf Jahren voll ausgeprägt: Die Kinder können ihr Denken über sich selbst vom unmittelbaren Handeln und dem Alltagsgeschehen trennen. Sie entwickeln ein davon unabhängiges (aber natürlich weiterhin davon beeinflusstes) Bild von sich selbst. Wieder erleben sie sich als handelnde Subjekte, dieses Mal auch in Bezug auf ihr eigenes Innenleben. Man könnte auch sagen: Ihr Selbst wird ihrem Bewusstsein zugänglich.

Das hat weitreichende Folgen:

- Mehr und mehr denken Kinder, wenn sie im Schulalter sind, nun bewusst über den persönlichen Sinn ihrer Handlungen nach und entwickeln aufgrund von Erfahrungen individuelle Motive für ihr Handeln, die sie zudem verbal begründen: „Ich mache das, weil...“ Damit ist zu erklären, warum Schulkinder so vieles wieder in

Frage stellen, was jahrelang unwidersprochen galt. Sie arbeiten alles noch einmal bewusst mit der Brille der persönlichen Bewertung durch und kommen eben da und dort zu anderen, neuen Ergebnissen. Nach und nach entwickeln sie ihr eigenes Wertesystem.

- Dass sie jetzt versuchen, sich ein Bild von sich selbst zu machen, bringt es mit sich, dass nun alles, was die Kinder in dieser Zeit erleben, mehr oder weniger unter dem Aspekt des Selbstwertes betrachtet wird. Geht etwas schief, ist es dem Kind jetzt wichtiger zu erfahren, ob es vielleicht selbst versagt hat, anstatt wie es anders gehen könnte. Ein Erlebnis ist dann nicht mehr nur einfach ein Erlebnis, sondern hat gleichzeitig Aussagekraft darüber, wie gut oder schlecht ich bin, und, Kinder beginnen, sich selbst daran zu messen. Sie entwickeln nun persönliche Handlungsmaxime.
- Diese Prozess kostet sehr viel Kraft, vollzieht sich keineswegs bruchlos und auch nicht in der Art rational, wie wir Erwachsene uns dies so gerne wünschen. Mit zunehmendem Alter stellen sich die Kinder nämlich die höchsten Ansprüche an sich selbst. Wir erleben sie dann als unversöhnlich gegenüber allem „Bösen“, der Unwahrheit oder empfundener Ungerechtigkeit. Nicht die geringste Abweichung lassen sie zu und verwickeln uns zuweilen darüber in ausdauernde Diskussionen. Weil sie aber noch nicht in der Lage sind, die komplizierten Erscheinungen des Lebens in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit zu erfassen, stoßen sie deshalb immer wieder an ihre eigenen Grenzen. Sie sind sich dann ihrer Entscheidungen nicht mehr sicher und werfen sie oft sprunghaft wieder über den Haufen.
- Immer wieder fällt auf, dass Kinder ab etwa 9 Jahren in ihren Ansichten ziemlich sprunghaft sind und jedes Mal von neuem unnachgiebig. Was gestern galt, gilt heute nicht mehr, weil ein Freund darüber gelacht hat oder eben einen besseren Vorschlag hatte. Dieses schnelle und manchmal auch abrupte Wechseln der Fahne lässt sich einerseits damit erklären, dass es eben eine Zeit dauert, bis sich ein festes persönliches Weltbild ausgebildet hat, andererseits damit, dass es den Kindern in dieser noch unreifen Phase der Selbstreflexion noch schwer fällt, die Widersprüchlichkeiten des Alltags zu ertragen. Dann ignorieren sie eben ihre Fehler oder die Tatsache, dass sie einen bestimmten Zusammenhang gestern ganz anders bewertet haben wie heute. Das hilft ihnen, ihren Gefühlshaushalt zu regulieren.
- Freundschaften spielen in dieser Zeit eine herausragende Rolle. Sie dienen der Reflexion des eigenen Handelns: „Mit meiner Freundin kann ich über alles reden.“ Damit werden sie auch zum Spiegel der eigenen Persönlichkeit. Ihre Rückmeldung ist wichtig, damit die Kinder ihr Bild von sich selbst ordnen und gegebenenfalls zurechtrücken können. Ihr Interesse am „Fremdbild“ steigt, weil sie erfahren möchten, wie andere sie bewerten und einschätzen.
- Im Umgang mit Erwachsenen ist das etwas schwieriger, weil die Kinder alleine durch die ständige Überlegenheit der Erwachsenen zunehmend in einen inneren Konflikt geraten können: Sie erleben die eigene Beschränktheit ja nun bewusst als persönlichen Mangel. Deshalb gehen sie, um sich davor zu schützen, diesem

Vergleich zuweilen aus dem Weg, erzählen nicht mehr alles oder überlegen genau, was sie wem erzählen.

- Zum Ausgleich und zur Wiederherstellung der persönlichen Gefühlsbalance unterziehen sie nun auch immer mehr die Erwachsene selbst einer persönlichen Bewertung. Schulkinder mögen Vordenker ebenso wenig wie Ignoranten. Sie wollen gefordert sein, wehren sich aber gleichzeitig dagegen. Sie mögen nicht mehr, dass gewöhnliche Sterbliche sie erziehen und vertragen das unverhüllt Tendenziöse so mancher gut gemeinten Erziehungsmaßnahme nicht mehr. Deshalb geraten sie immer wieder auch in Konflikte mit Erwachsenen. Und auch Erwachsenen fällt es mitunter nicht leicht, wenn sie es aushalten müssen, dass sie es scheinbar „immer falsch machen“, egal, was sie tun.

Auf diesen Aspekt der Entwicklung von Schulkindern müsste sich eine gelingende Schulkinderbetreuung meiner Auffassung nach vor allem beziehen! Sie müsste den Kindern Gelegenheit bieten, alle Widersprüche, die mit der Suche nach eigener Identität verbunden sind, in einem anerkennenden, verlässlichen aber auch gleichzeitig offenen Klima leben zu dürfen. Vorwiegend also für eine Auseinandersetzung mit der eigenen Person müsste der Hort nützlich sein. Dazu braucht es Raum und Zeit, eine große Flexibilität der Erwachsenen und deren Fähigkeit, diese Widersprüche auszuhalten.